Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 6

Artikel: Kunstplauderei
Autor: Schwammberger, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661852

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bürger des russischen Staatskolosses sind. Die deutsche Sprache wird in den Zürichtaler Schulen sehr gepflegt, wenn sie auch durch die Russifizierungspolitik der Regierung zurückgedrängt wird. An langen Winterabenden aus der Schweiz zu hören, oder Erzählungen von den Voreltern her auszutauschen, ist ihnen Genuß. Auch Schweizer Blätter und Bücher trifft man an.

So wurden die auswandernden Schweizer ein leuchtendes Vorbild westlicher Kultur im dunklen Rußland!

Fastnachtkränzchen.

Lustig zum Tanze strömt es herbei:
Dideldum, dideldum, dideldumdei!
Leuchtende Augen, ein wimmelndes Haus,
Singen und Springen hinein und hinaus,
Blinkende Sprüchlein, geschliffene Bahn —
Geiger, Geiger, Geiger, fang an!

Heißa, sie spielen. Was? aber was?
Rumbumbum, rumbumbum, brummelt der Baß.
Hei, wie das wirbelt und zwirbelt und kreist,
Hei, wie das schimmert und funkelt und gleißt,
Links herum, rechts herum, vorwärts, zurück,
Klatschende Hände, ein jauchzendes Glück.

Farbiges, summendes Völklein, grüß Gott!
Sapperlot, sapperlot, kreuzsapperlot!
Neger, Chinesen, Araber so bunt,
Fische und Vögel, Katze und Hund,
Krieger und Sennen, Blumen vom Feld,
Sonne und Sterne, die ganze Welt.

Wißt ihr, wißt ihr, was man euch backt?
Küchlein, Küchlein fiedelt der Takt.
Flugs da rollen und trollen zu Tisch
Schmetterling, Käfer, Häslein und Fisch,
Schnalzen und picken, das durstige Heer,
Kannen und Tassen und Tellerchen leer.

Schaut, da reibt sich die Zuckermaus
Müde, müde, die Äuglein schon aus.
Und der Neger kann nicht mehr stehn,
's Sternlein möchte zu Bette gehn,
Und das Fröschlein hat über Nacht
Lange, lange noch aufgelacht.

Ernst Eschmann.

Kunstplauderei.

Von Arnold Schwammberger.

Nehmen wir an, wir (nämlich wir Laien), wären einmal unter uns. Die Herren Kunstmaler, vor allem die ganz modernen, oder gar die Futuristen, müssen draußen vor der Türe stehen und warten, bis sie hereingelassen werden wie beim Pfänderspiel. Hoffentlich kriegen sie da draußen keine kalten Füße und verwünschen nicht unsere vermeintliche Ungerechtigkeit. Aber es ist nur eine kleine Revanche. Wie oft haben auch wir draußen warten müssen und nicht zuhören dürfen, wenn sie über das verständnislose und stumpfsinnige Publikum loszogen, während sie irgend eine Ausstellung planten. Wenn dann alles fertig war, durften wir unseren gewohnten Franken an den Pforten irgend eines Kunsttempels entrichten und eintreten.

Dann hingen die Wände voll eingerahmter und auf die verschiedenartigste Weise bemalter Leinwandstücke.

Da hatten die Einen, wahrscheinlich die Reicheren und Besseren (vielleicht hatten sie sich's auch bloß am Butterbrot abgespart), ihre Farben kilo-

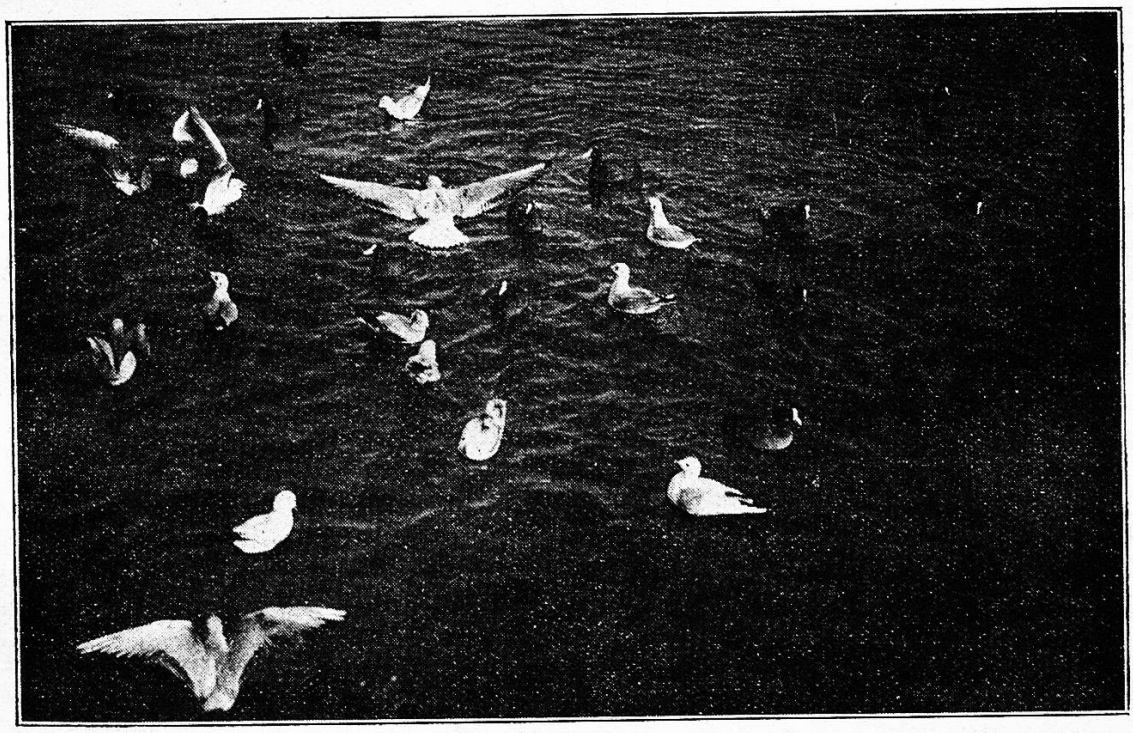
weise auf die Leinwand gestrichen, so daß diese wahrscheinlich noch schwerer war als der massive Rahmen, ein Klümpchen Farbe schön ordentlich, manchmal auch unordentlich, neben das andere gesetzt, so daß, wenn man die Sache von nahe betrachtete, es aussah, als ob ein Kolonialwarenhändler Zwetschgen, Datteln und Feigen, wohl auch Kaffee und Tee, farbweise hübsch nebeneinander im Schaufenster ausgebreitet hätte. Bloß so appetitlich sah es auf der Leinwand nicht aus.

Nun allerdings, denn die Wahrheit immer zugestanden, wenn man dann in seinem Erstaunen sich immer mehr von dem Bilde entfernte, da entpuppte sich dann das Ganze manchmal als ein ganz entzückender Mädchenkopf oder als eine Alpenlandschaft, und wir mußten uns beschämt gestehen, daß wir mit unserem dummen voreiligen Urteil wieder einmal übers Ziel hinausgeschossen hatten.

Mit um so mehr Aufmerksamkeit studierten wir daraufhin ein anderes Bild, und suchten, schwitzend vor Kunsteifer, an einer ganz menschenähnlichen Gestalt die beiden großen Zehen herauszufinden, oder die Hand zu einem ganz normalen Arm, oder das Knie oder die Wade in einem nackten Bein, aber so sehr wir uns auch dem Bild näherten und entfernten, wir konnten nichts entdecken.

Aber eingedenk unserer vorigen Demütigung, machten wir ein bewunderndes Gesicht und leise, aber so leise, daß es der kopfschüttelnde Nachbar noch hören konnte, sagten wir gelassen: moderne Schule, worauf dann der Nachbar noch einige Zeit um das Bild strich, um es vielleicht auf die gleiche Weise wie wir zu verlassen.

Man kam weiter zu dem Bilde eines vielleicht ganz armen Künstlers, der wahrscheinlich sein letztes Geld für die Materialien seines Bildes ausgegeben, oder dem der Kredit noch während des Schaffens ausgegangen, denn



Winterbild aus Zürich. Möven und Wildenten auf dem Zürichsee.
W. Gallas, Phot.

die größte Fläche der Leinwand war unbemalt, die meisten Linien waren nicht zu Ende gezogen, wahrscheinlich war ihm noch während des Zeichnens die Farbe ausgegangen. Nur ein großes graugrünes Auge war irgendwo am Kopfe deutlich erkennbar, und im Katalog lasen wir denn auch die geheimnisvollen Worte „Weltauge" von H. Sinnvoll. Bei solchen Bildern hält einem natürlich schon das religiöse und metaphysische Gefühl von einem übereilten Urteil zurück, denn was weiß so ein gewöhnlicher Sterblicher vom Wesen der Welt, oder gar vom Welt-Auge, das ja die Seele des Ganzen wiederspiegeln soll. So gehen wir denn mit einem konfusen und etwas katzenjämmerlichen Gefühle zu einem andern Bilde über mit ungehobeltem Rande, bei dem die Leinwand so dünn und ärmlich übermalt ist, daß sie überall durchschimmert wie ein weißes Hemd durch ein fadenscheiniges Knabenhöschen, so daß wir das Göttliche, was der Künstler während seines Schaffens empfand, mehr ahnen als sinnlich wahrnehmen, was ja natürlich auch seine Vorteile hat, indem es die Seele des Beschauers vertieft und das Mitleidsgefühl kräftigt.

Ich will nur noch eine Art armer Maler erwähnen und dann meine sozialen Betrachtungen einstellen, nämlich jene Maler, die ihre drei letzten Farbtuben ausgedrückt haben, um die Ausstellung noch mit einem frommen Bilde beschicken zu können, denn wir lesen im Katalog deutlich „Erzengel" von G. Fromme.

Das Bild allerdings ist weniger deutlich, aber wie soll man auch mit drei Farben und gewiß knurrendem Magen, vielleicht kalten Füßen und geröteter silbertröpfelnder Nase ein großes Gemälde malen. So sind denn auch Beine und Arme asketisch dünn und mager, am rechten Fuß fehlt die kleine Zehe, der ganze Körper ist in einem (mit einer Nuance blau) hochroten Ton gemalt, das Hemd, oder poetischer gesagt, das Gewand ist braun (teilweise wieder die bekannte rote Leinwand), aber in seine letzte und vielleicht schönste Farbe hat der Künstler alles gelegt, was an Seele in ihm glühte. Augen und Haare sind von einem wunderbar schönen und tiefen Violett. Ich habe nun zwar noch niemanden mit violetten Haaren gesehen, aber ich muß gestehen, daß ich auch noch keinen Engel gesehen habe; das ist ja auch Nebensache, denn wenn des Malers drei letzte Farben braun, rot und violett waren, zeigt es immerhin von großer künstlerischer Individualität, wenn er die schönste und tiefsinnigste Farbe für Haare und Augen verwendet, und es weiß ja auch jeder gesunde Mann, welch' mächtige Wirkung volles, weiches, aufgelöstes Haar und seelenvolle Augen einer edlen Frau ausüben können.

Eine sehr schmerzliche Blamage aus dem Anfangsstadium meiner Kunstbetrachtungen darf ich der Wahrheit gemäß nicht verschweigen. Es war auch wieder in einer Ausstellung ganz Moderner und Origineller, und besonders eine Anzahl Bilder von der Gattung, die ich am allerwenigsten verstehen konnte. Sie zerfällt noch in zwei Unterabteilungen.

Das eine sind Bilder, steif und spröde gemalt: ein Haus, eine Tanne, ein Hund, etwas wie Berge oder Felsen, eine Kuh mit grüner Wiese und gelbem Himmel, oder ein Apfel, Birnen, und einiges, was man überhaupt nicht recht erkennen kann, alles wie von Kindern aus dem ersten und zweiten Schuljahr gemalt. Bloß hatten die Bilder eine so raffiniert eigenartige Beleuchtung, daß man es wiederum nicht wohl einem Kinde zutrauen konnte, eher einem Tollhäusler, der einmal Flachmaler oder etwas derartiges war.

Die zweite Kategorie Bilder hatte ich nun zum Schluß mit Entschiedenheit für Produkte von Kindern unter 7 Jahren gehalten. Etwa eine halbe Stunde lang hatte ich die Bilder erst von nah und von fern, von allen Seiten, gerade stehend, mich seitlich tief nach links und rechts neigend, einmal, als gerade niemand anwesend war, sogar zwischen den Beinen durch betrachtet, weil ich vermutete, die Bilder könnten auch verkehrt aufgehängt sein, aber es half alles nicht: ich sah nichts als breite Linien, blau, rot, braun, grün, gerade, eckig, meist spiralförmig, dazwischen farbige Kleckse in ganz ungebrochenen Farben, alles durcheinandergemengt und gezogen. Die Kleckse waren vielleicht Rosen, oder rote Lippen, oder verschmitzt lachende Augen, man konnte alles daraus machen, die Phantasie hatte freies Spiel, wie die Phantasie eines Kindes. Aber richtig, ja, natürlich, nun schämte ich mich ordentlich, daß ich nicht eher darauf gekommen war: Es gab ja jetzt auch

Winterbild aus Zürich. Möven und Wildenten auf dem Zürichsee.
W. Gallas, Phot.

Kinderausstellungen, „Kind und Kunst", das war ja jetzt ein modernes Schlagwort. Nun war mir alles klar. Was legt nicht ein Kind alles in seine phantastischen Zeichnungen! Hat die Tante eine etwas große Nase, dann malt das Kind einfach eine etwas spitzige Ausladung, und sagt, das ist Tante, daneben eine volle Kurve bedeutet den etwas dicken Onkel, daneben und dazwischen Blumen, Häuser, Linien, Berge, alles einträchtig und verträglich neben- und ineinander.

Wer kennt sie nicht, diese kleinen Weltschöpfer, wenn sie ein Blatt Papier ums andere vollmalen, und sich die Mama freut, daß ihr Liebling so lange artig und still ist.

Das Kind in seiner göttlichen Sorglosigkeit weiht alles getrost dem Untergang, wenn es nur immer neues Papier erhält; aber ist nicht die beglückte Mutter eines solchen werdenden Genies zu begreifen, wenn sie so etwas

einmal in Rahmen bringt und einer Ausstellung gibt, von einstiger zukünftiger Künstlergröße ihres Lieblings träumend.

So versunken in meine Betrachtungen, bemerkte ich, daß ein junger Mann in meine Nähe getreten war. Eine mittelgroße, aber etwas schmächtige, schlanke Figur, peinlich sauber und mit einer weichen, mädchenhaften Eleganz gekleidet, ein Samthütchen auf den halblangen, gutgepflegten Haaren. Die Krawatte verriet, daß er wahrscheinlich Maler war oder Dichter oder so etwas.

Das Gesicht war weich geformt und blaß, mit wasserblauen Kinderaugen; man hätte es fast für ein Frauengesicht halten können, wenn nicht ein schickes gestutztes Schnurrbärtchen seine Oberlippe geziert hätte. Alles in allem war er das, was ein Backfisch als einen süßen, himmlischen Menschen bezeichnet haben könnte. Trotz seiner zarten Gestalt trat er sicher und fast imponierend zwischen diesen mit Leinwand behängten Wänden auf, als fühlte er sich hier zu Hause, was mich noch bestärkte, daß er ein Maler sei.

Er trat vor und zurück, besah sich auch von allen Seiten die Bilder, aber nicht unsicher wie ich, sondern zielbewußt und wohlgefällig die Bilder musternd. Er schien Kenner zu sein.

Ich faßte mir ein Herz und fragte harmlos: wie alt mögen wohl die Kinder sein, die diese Sachen gemalt? Aber dann fuhr ich erschrocken zurück, — der junge Mann warf sich in Pose, das Mädchengesicht mit dem Schnurrbärtchen hatte seinen weichen Ausdruck ganz verändert, um den Mund blitzte es verächtlich, die Augen sprühten herausfordernd, so daß ich bestürzt hervorbrachte: „Ja, ich meinte, ich meinte nur ...“

Der Ausdruck auf dem Gesicht des jungen Mannes milderte sich bedeutend, ich beruhigte mich und in herablassender Weise, meine Dummheit etwas bemitleidend, erklärte er mir von oben herab, daß diese Bilder von seinem Kunstgenossen und jene mit der raffinierten Beleuchtung von ihm selber seien. Er nannte eine Malrichtung, deren Namen mir wieder entfallen ist, meinte aber, daß ich das nicht verstehen würde, auch wenn er es mir erklären wollte.

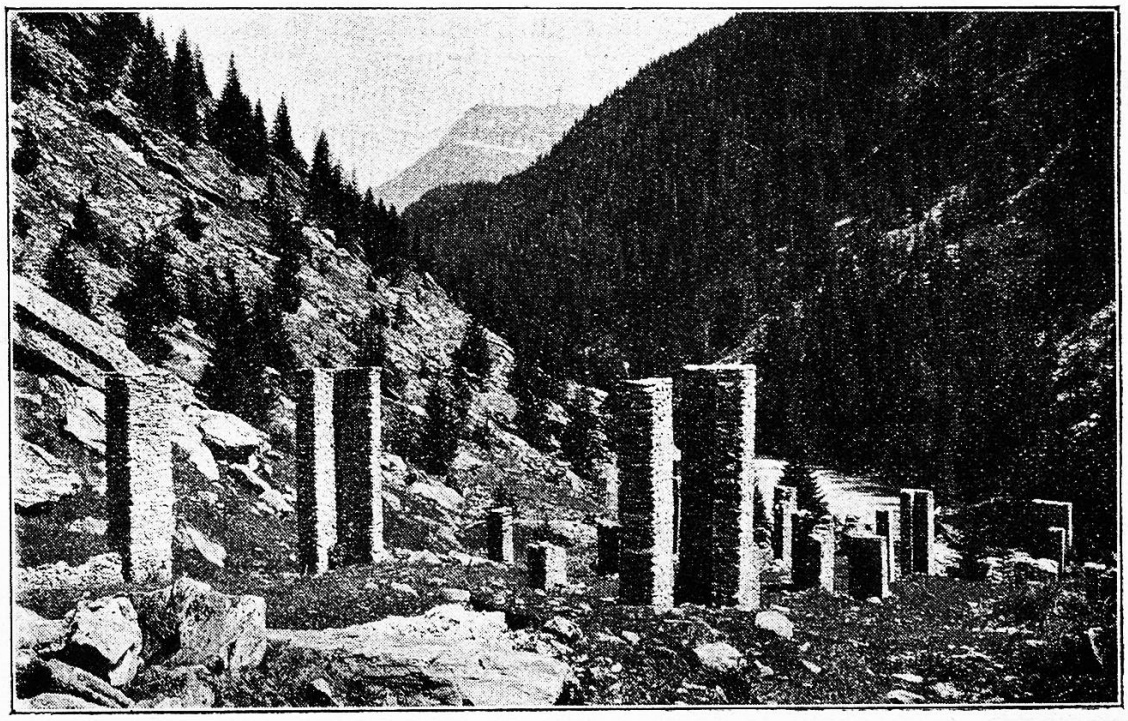
Ich war froh, daß er mir kein Duell angeboten, und entfernte mich höchst gedehmütigt mit der Entschuldigung, daß ich eben noch etwas Laie sei.

Der junge Mann hatte sich wahrscheinlich in seiner Rolle gefallen, noch siegesbewußter und selbstgefälliger stolzierte er an seinen und seiner Kunstgenossen phantastischen Bildern vorbei, während ich mir gelobte, die ganz Modernen von nun an möglichst zu meiden, zum Mindesten noch vorsichtiger zu sein als bisher.

Nun, all diese Betrachtungen liegen auch schon ein ganzes Stück hinter mir, ich will dabei nicht mehr allzulange verweilen, sonst dürfte ich am Ende, der Wahrheit gemäß, vielleicht noch diese und jene kleine Blamage nicht verschweigen. Wie gesagt, die ganz Modernen mied ich nun etwas, mein Kunsteifer ließ aber doch nicht nach, und so nahm ich denn in diesen Dingen zu an Alter, Weisheit und Verstand, wie es so schön in der heiligen Schrift heißt. Ich dachte viel nach und so kam ich denn mit der Zeit zu ganz vernünftigen Urteilen und gesunden Anschauungen. Wenn ich nun so die alten Meister und die modernen Maler verglich, fiel mir bald auf, daß man früher wahrscheinlich den Hauptwert in erster Linie auf das „Was“ richtete, heute bei

den Modernsten eben hauptsächlich auf das „Wie". Daß man aber auch bei den Alten das Wie trotzdem nicht vernachlässigte, beweisen am besten ihre Werke selbst.

Heute aber sucht man vor allem neue Wege, man sucht neue Manieren, man sucht neue Technik, man sucht und sucht, und oft so sehr, daß es irgend



Ruinen der Eisen-Schmelze bei Inner-Ferrera 1480 im Avers-Tal (Graubünden).
E. Lee, Phot.

einem Hans Leichthin gar nicht so sehr darauf ankommt, ob seine Menschengestalt 8 oder 10 Zehen hat, ob die Beine aussehen wie Storchenbeine, oder ob die Haare grün oder violett seien, irgend eine Nebensache, die er sucht, ist ihm die Hauptsache.

Mein gesunder Menschenverstand sagte mir nun zwar, was geht dich dies Suchen an, du willst für deinen Obolus etwas Schönes, zum Mindesten etwas Fertiges sehen, warum sollst du dir an dem vielen Rätselhaften, das da herumhängt, Hals und Verstand ausrenken.

Ist das nicht, als ob man uns in ein anscheinendes Konzert lockte, wobei dann ein Mensch am Flügel säße und eifrig bemüht wäre, dem Instrumente neue Dissonanzen und Klangwirkungen zu entlocken, bald hier, bald dort einmal fehlginge, so manches Schöne und Neue dabei auch herauskäme.

Oder, wenn man uns schon der Ehre teilhaftig werden läßt, an solchen Versuchen passiv mitzuwirken, so soll man doch auch unserem gequälten Menschenverstande durch vernünftige Aufklärung ein wenig zu Hilfe kommen.

Aber vielleicht ist solches Ansinnen zu natürlich, zu laienhaft und erinnert noch immer an meine früheren Fehlschüsse.

Aber zu einem wichtigen Resultate bin ich immerhin gekommen: daß man es nämlich spürt, selbst wenn man noch so sehr Laie ist, daß man es spürt, wenn man vor einem wirklichen Meister steht, der eben nicht mehr zu suchen, der seinen Weg und seine Meisterschaft gefunden hat, und

daß man auch sonst ein instinktives Gefühl hat, ob man vor einem Mittelmäßigen oder vor einem Stümper steht.

Bei wie manchem „modernen" Bild dachte ich mir: „Wenn du erst auch den Maler sähest, der das gemalt, dann würdest du sicher auch sagen: „ach so, der hat das gemalt; nun verstehe ich auch das Bild, nämlich so, daß nicht viel dahinter stecken kann."

Der Beschauer eines Bildes ist eben nicht immer so dumm und urteilsunfähig, wie mancher Maler glauben mag. Er weiß auch schon einigermaßen, wer heute alles malt und sich in die heiligen Räume der Kunst eindrängt, nämlich neben vielen Berufenen so mancher, der nicht einmal zum Stiefelputzer gründlich und ehrlich genug wäre, verschweige denn zum Flach- oder gar Kunstmaler, und neben den ganz Schlimmen ist noch so mancher Mittelmäßige, den man kaum beachten würde, wenn er bestrebt wäre, etwas Vernünftiges hervorzubringen.

So jagen sie denn nach billigen Effekten, tun sich auch wohl zu Körperschaften zusammen, um einigermaßen stärker wirken zu können, so gern sie sich im Grunde untereinander befehden möchten.

Und was ich noch bemerkt habe, daß einer einfach darum so und so malt, weil er in so und so hohem Grade kurzsichtig ist.

Früher, als man noch gesundere Augen hatte, zeichnete man schärfer und exakter; mit der Kurzsichtigkeit wurde auch alles verschwommener und undeutlicher.

Persönlichkeit ist in der Kunst alles. Eine starke, machtvolle Persönlichkeit kann alte und für heilig ausgegebene Kunstgesetze umstoßen, und wenn wir uns auch noch so sehr gegen ihn gesträubt, er zwingt uns doch mit der Zeit in seinen Bann, er hält uns vom ersten Augenblick an gepackt. Auch wenn wir zehnmal vor seinen Bildern davongelaufen sind, wir kehren immer wieder zu ihnen zurück. So ging es mir mit Hodler, ähnlich auch mit Amiet.

Und gerade solche ernste Neuerer bringen auch das Publikum zu ernstem Nachdenken. Es ist nicht mehr Mode, solche Kunstwerke, die unseren alten liebgewordenen Gewohnheiten direkt vor den Kopf stoßen, gleich im Bausch und Bogen zu verdammen. Man sucht und sucht aus ihnen heraus und hat dann oft die Freude, daß einem manches schöne Licht aufgeht, man manchen schönen neuen Blick in Kunst und Natur tun kann.

Diese neue gute Gewohnheit nützen natürlich auch wieder diejenigen aus, deren Bilder wahrscheinlich ewig vor den Kopf stoßen werden, weil sie in der Hauptsache nichts sind als effekthaschende Schmiererei.

Persönlichkeit sagte ich, ist die Hauptsache in der Kunst, aber diese Persönlichkeiten sind es auch, die vor allem nach Meisterschaft in ihrer Kunst streben, die nicht am Äußeren kleben, die, wenn sie einmal das „Wie" erkannt haben, auch wieder zum „Was" übergehen und uns auch inhaltlich wieder etwas bringen, großer Gehalt in großer Form, während die Andern ewig hin und her schwanken.

Selbstverständlich gibt es auch unter den „Modernsten" solche, die zwar keine allzugroßen Geister sind, aber dennoch fühlen, daß sie neue Wege bahnen können, zum Heile ihrer Kunst, und unter ihnen gibt es gewiß eine Menge Märtyrer, echte wahrheitsliebende Menschen, die man mit Spreu und Unkraut lange in einen Topf geworfen. Oft scheint ihnen erst an ihrem Lebensabend die verdiente Sonne des Erfolges, und sind sie gar gestorben, dann

treiben die Kunsthändler ihre unreellen Spekulationsgeschäfte mit ihnen. Nachdem man sie lange genug verkannt hat, werden sie erst recht verkannt gemacht, indem man sie aus der schönen, ihr gebührenden, in irgend eine schwindelhafte Höhe erhebt und, sind keine Geschäfte mehr zu machen, sie wieder weit unter ihren Rang herabdrückt.

Glücklicherweise merkt davon der gute Künstler nichts mehr; mit dem beseligenden Bewußtsein, sich endlich den ihm gebührenden Platz errungen zu haben, ist er in ein besseres Jenseits hinüber geschlummert, um nie wieder entsetzt die Augen aufzuschlagen über diese wankelmütige Welt. Mit all diesen meinen Erfahrungen stampfte ich also an einem schönen Regensonntag mit einigen biederen Leuten aus dem Volke unserm Zürcher Kunsthaus am Heimplatz zu und hatte Gelegenheit, meine Urteile mit den ihrigen zu vergleichen, wobei denn das Urteil bei meinen guten Leutchen meist auf schön und unschön, packend und rührend hinauslief.

Gleich das Haus selbst hielt uns auf. Im ganzen wollte es nicht recht gefallen. „Aber das ist doch gewiß nicht schön", war das Gesamturteil, wobei dann aber jeder für sich doch wieder Einzelschönheiten aus dem Ganzen herausfand. Und hier sitzt vielleicht gerade der Haken. Wäre nicht das Urteil günstiger, wenn das Ganze gefiele und dann, wie ja natürlich, dem einen dies, dem andern jenes nicht recht gefiele?

Wir sind ja auch endlich der vielen Schnörkel und des vielen falschen Pathos, das sich in allen Zweigen der Kunst breit machte, überdrüssig geworden.

Kirchlein St. Maria und alter Wachtturm „Spaniola" bei Pontresina.
E. Lee, Phot.

Das gerade haben wir bei den Modernen gelernt, das Schlichte wieder zu lieben, die große Einfalt der Alten. Aber Einfalt ist etwas ganz anderes als einfältig und eine kindlich reine Seele etwas anderes als eine kindische. Da zeigt sich denn auch wieder die gesunde starke Persönlichkeit. Wo sie fehlt, wo einer nur immer aufs Äußere sieht, da haut er auch hier, wo er wieder zu Einfalt und Unschuld der Natur zurückgehen möchte, nur zu leicht über die Grenze hinaus. Man vergesse nie, daß jede Kunstgattung ihre wenigen, aber ewig gleichen Grundgesetze hat, aus denen sie eben so wenig heraustreten darf, wie der Mensch aus seiner Menschlichkeit. Und gerade hier zeigt oft das vielgeschmähte Publikum, das einfache Volk mehr gesunden Instinkt als die oft in ihrer Manier befangenen Künstler. Zwar ist das Volk, und muß es auch notgedrungen sein, immer mittelmäßig, aber gerade diese gibt das gesunde Fundament, auf dem sich jedes Darüber sicher und schön aufbaut. Ja, gewiß, das Volk liebt im Ganzen in der Kunst das große Pathos, es liebt auch die Verschnörkelungen und vor allem achtet es den Schweiß. Es ist gewohnt, bei allen seinen Erfolgen den Schweiß vorauszusetzen und zu sehen, und es empfindet eine gewisse Befremdung, wenn es einen Künstler mit scheinbarer Spielerei die größten Hindernisse überwinden sieht. Vor allem aber liebt es das Gemüt in einem Kunstwerk. Wo das Gemüt angenehm bewegt wird, da hat der Künstler immer gewonnenes Spiel beim naiven Publikum.

Es hat zwar kein sicheres Zutrauen zu seinem Urteil und läßt sich deshalb in seiner Unsicherheit oft leicht beeinflussen und sich ein X für ein U vormachen.

Wir betreten also zusammen das Innere des Hauses und bewundern zusammen den schönen Marmor des Treppenhauses, wobei eine Frau bemerkte, es sei wohl prächtig, aber so ein wenig ungemütlich, man meine, es sei kühl und kalt, trotzdem die Temperatur nicht niedrig sei. Hatte sie wohl recht? Einer der Herren meinte zwar mit etwas überlegenem Brustton, das sei jetzt eben so modern und man gab sich zufrieden.

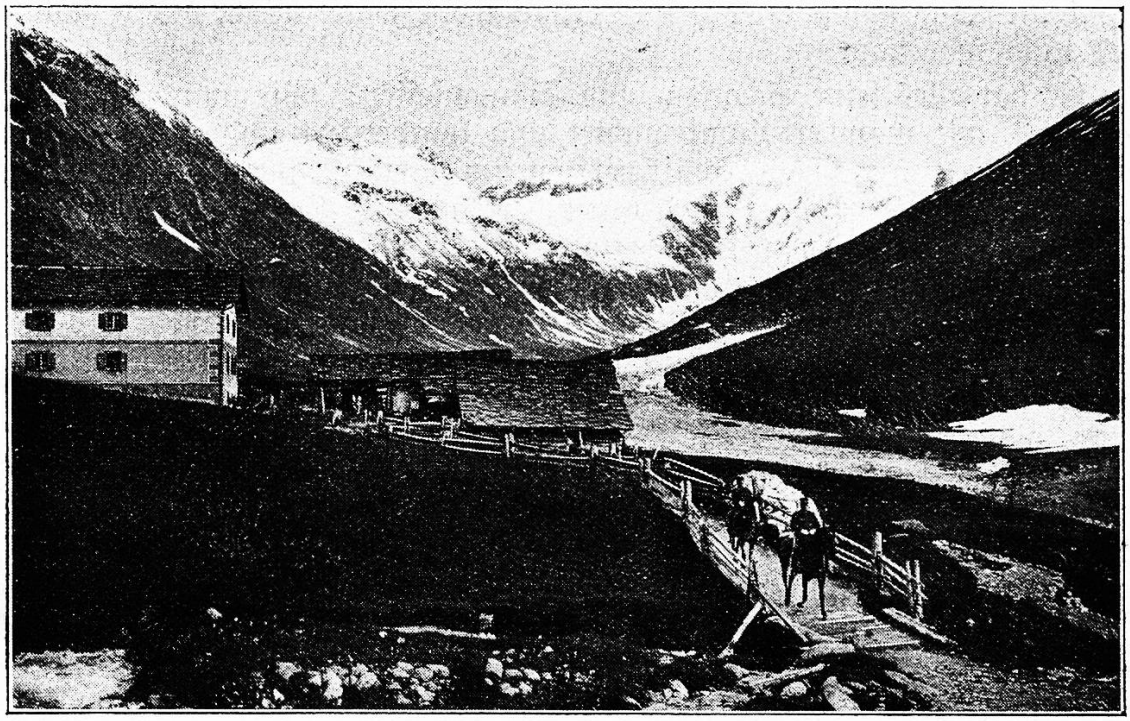
Vor Bildern, bei denen ein wackerer Meister sich bemüht hat, mit echter inniger Künstlerseele ein Stück Natur wiederzugeben, ein stimmungsvolles Waldinneres, eine tiefempfundene große Landschaft, eine malerische Ecke in einer Stadt mit Gemüseverkäufer- oder Verkäuferin, oder eine rührende Familien- oder humor- und gemütsvolle Volksszene wiederzugeben, da blieb unser Trüppchen gerne und lange stehen, und wenn man gute Ohren hatte, konnte man aus den technisch nicht immer zutreffendsten Definitionen sich doch so ziemlich genau das richtige Urteil aus dem Gesagten herausschälen.

Künstlerische und technische Mängel wurden oft nachsichtig übersehen oder nur andeutend berührt, wenn der Inhalt des Werkes ansprach, aber sie wurden doch richtig empfunden; die Auslegung konnte man sich dann selbst machen.

Die guten Meister wurden selten verkannt. Man stand am längsten vor ihnen, jedes fühlte sich zum Sprechen angeregt und jedes hatte noch ein besonderes lobendes „und" zum allgemeinen Lob beizufügen.

Die alten Maler mit ihren oft veralteten Manieren wurden nicht immer am gerechtesten bewertet, man sprach von schön und nicht schön und ging weiter.

Lebensvolle Bildnisse, die einen anblickten, als ob man einen Roman aus vergangenen Zeiten aus ihrem Gesicht lesen sollte, wurden gebührend



Juf im Avers-Tal, Graubünden, 2042 m. Höchster jahraus jahrein bewohnter Ort von Europa. E. Lee, Phot.

angestaunt. Ich meinerseits mußte feststellen, daß bei gleichen Talenten die ältern Maler allzusehr zu Verstand und Gemüt sprachen, auf Kosten der farbigen Realität. Alles scheint natürlich und lebensvoll gemalt und doch sagt dagegen das Auge des modernen Malers: nein, das ist gerade unnatürlich; so denkt man sichs wohl, aber so sieht es in Wirklichkeit in der Natur kein Auge. Wie wären zum Beispiele bei diesen Gestalten diese ungebrochenen, blauen, roten und violetten Farben der Gewänder im Walde möglich, oder dieser, nirgends veränderte ideale Fleischton der schönen Nixen im Waldwasser. Das Grün des Waldes, das direkt und indirekt auf die Körper fallende Sonnenlicht, all das verändert die natürliche Farbe einer Gestalt, eines Körpers. Aber davon ist bei Euch nichts zu sehen. Ihr habt diese schönen Sachen vielleicht mit innerm Auge gesehen, und in eurem Atelier gemalt, aber in der Natur sieht dies alles ganz anders aus.

Farbentechnischen Schwierigkeiten schienen die ältern Meister oft aus dem Wege gegangen zu sein. Vielleicht auch fürchteten sie die Kritik. Denn im dumpfen Mittelalter, mit seinen oft so unnatürlichen, verschrobenen Anschauungen (besonders der mittelalterlichen Kirche), urteilte man anders als heute.

Die Kunst war keine freie Göttin; vor allem stand sie im Dienste der Moral. Moralisch, erziehend und daneben auch schön sein, das waren die Hauptfaktoren, die man der Kunst vorschrieb. In öffentlichen Angelegenheiten und dazu gehörte auch die Kunst, hielt man streng auf Moral. Und wie sah oft diese Moral aus? Sinnlich natürlich, originell, freigeistig, ohne Pathos, oder gar jenseits von Gut und Böse: Hinter solchen Erscheinungen suchte man gleich den mittelalterlichen Teufel. Solche Kunst wäre von der Kirche als ketzerisch verdammt worden. Im gewöhnlichen privaten Leben,

wo sich die Sinnlichkeit oft auf die derbste Weise Bahn brach, nahm man das alles nicht so genau.

Es hat alles seine Schatten- und Sonnenseiten. Wie mancher Schmierfink malt, wie mancher Lump dichtet und komponiert und musiziert heute nicht! Wenn er nur über Technik verfügt, im übrigen läßt man ihm fast jede Freiheit; und wie mancher wird bewundert, gilt als Genie, und doch hat er nichts als eine staunenswerte Fertigkeit in der Verwendung der technischen Mittel.

Früher war es anders. Man dilettierte vielleicht noch mehr als heute, aber mehr noch als technische Schwierigkeiten hatte ein Künstler soziale Hindernisse zu überwinden, sodaß es eben der ganzen leidenschaftlichen Liebe bedurfte, bis ein Mensch sich zu seinem Berufe hindurchringen konnte. Von einem solchen Menschen galt dann aber als Künstler, was Schopenhauer über sich als Philosoph sagte: Mich hat die Natur zum Philosophen berufen, aber die Philosophieprofessoren machen nur die Philosophie zu ihrem Beruf. An jenen Menschen bewundern wir dann den großen Stil, den Fleiß, mit dem sie nach Meisterschaft strebten, den heiligen Eifer, mit dem sie sich zu ihrer Sache stellten.

Aber kommen wir wieder zu unseren wackeren Bekannten zurück. Wir waren in die obersten Räumlichkeiten gelangt. (Ich erwähne mit Absicht nicht, welchen Eindruck Hodler und Koller gemacht, weil ich diese zwei so verschiedenen Meister eigens für sich anführen möchte.)

Man fühlte, man kam in neue Zeiten. Wie unsere Wohnräume sonniger, heller, luftiger und individueller geworden sind, so hat sich gleichermaßen eine Wandlung in der Kunst vollzogen.

Der Maler hängt nicht mehr ängstlich an entweder großen, lehrreichen oder religiösen Stoffen; alles in der Natur, sobald er es darzustellen vermag, reizt ihn. Er nimmt ein Stück Natur nach dem Spruche Goethes: Und wo du's packst, da wird's interessant.

Möglichst viel wahres, innig geschautes Leben auf die Leinwand zu zaubern, ist sein eifriges Bestreben; er greift nicht mehr bloß in sein Inneres und suchte es in mehr und weniger realistischen Formen zum Ausdruck zu bringen; er schaut vor allem die außer ihm liegende Wunderwelt genauer an, macht seine schläfrigen, mittelalterlichen Augen weit auf und versenkt sich in die unendlichen Schönheiten der Natur. Die Natur wird ihm wieder zum Heiligtum; er legt keine veralteten Vorurteile mehr in sie hinein, zwingt und knechtet sie nicht mehr mit seinem kleinen Menschenverstand; er lernt vor allem schauen und das Geschaute wiederzugeben. Von außen engt man den Künstler auch nicht mehr ein, man verlangt von seinen Bildern keine moralischen und erzieherischen Werte mehr, man schätzt sie allein nach dem Kunstwerte; in seiner Kunst, wenn möglich im Gewande der Schönheit, soll uns der Künstler Offenbarungen der Natur bringen.

Und das kann der Künstler wieder am besten, wenn er uns zeigt, wie er die Natur sieht und indem nun das Jeder tut, erkennen wir erst recht die ungeheure Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Welt, fühlen wir uns immer mehr und freudig in den Bann ihrer unendlichen Schönheiten gezogen.

Tausendfach regt sich das Leben nun in der Kunst; keine Schablone wird mehr anerkannt. Aber wir müssen nun beinahe befürchten, daß das Kunstleben sich zu ungebunden entfalte. Mit einiger Besorgnis sehen wir malende

Musiker, malende Philosophen, malende Epiker auf den Plan treten; es kommen die Impressionisten in allen Schattierungen. Eben durch das neue Schauen hat sich ihr Auge eigenartig entwickelt, sie haben Farben in der Natur gefunden, die man früher gar nicht sah oder nicht sehen wollte. Auch sind sie dahinter gekommen, daß unser Auge nur eine Unmasse Farbenkleckse wahrnimmt und der Verstand es ist, der all diesen Klecksen und Linien Sinn und Zusammenhang gibt, und daß, wenn man die Kleckse in gleicher, ja auch nur annähernd gleicher Weise auf die Leinwand bringt, wie sie auf die Netzhaut unseres Auges fallen, man auch die gleiche Wirkung, wie die unmittelbare der Natur hervorbringen kann.

Piz Bernina (4052 m) mit Tschierva-Hütte. E. Lee, Phot.

Und nun ging's an ein Experimentieren. Mehr und weniger sah man vom Stofflichen ganz ab. Daß das arme Publikum, das sich die Woche über um sein täglich Brot gemüht, nicht immer nachkommt und sich zurechtfindet, wenn es einmal an einem Regensonntag diese Experimente betrachtet, ist natürlich. Diese modernen Mal- und Zeichenakrobaten laufen ihm zu schnell.

Die Herren „Kunstkenner" suchen zwar mit oft recht konfusen Sätzen zu vermitteln, und, wo sie selbst nicht ganz sicher sind, mit großen unverständlichen Worten im Trüben und Unbestimmbaren herumzufuchteln.

Ich meinerseits sage mir: Lassen wir ruhig diese „Modernen" suchen und experimentieren, bis einmal eines schönen Tages der große Meister kommt, der alles, was sie miteinander gelernt, zusammenfaßt, mit seiner

großen Persönlichkeit verbindet und uns nach heißem Ringen das große Kunstwerk der Zukunft bringt.

In einem öffentlichen Vortrag hörte ich einmal (es war allerdings so eine Art Trumpf, zum Schluß und Ausgleich für eine ziemlich schlechte Vorführung) einem Schweizerpublikum sagen, dieser Künstler, oder einer dieser Künstler sei F. Hodler. Der Vortragende hatte das sehr schön und wirkungsvoll gesagt, so daß wir begeisterten und stolzen Schweizer ihm trotz seines mangelhaften Vortrages mächtig applaudierten. Ob das Gesagte wirklich wahr ist, weiß ich nicht, aber wenn ich sagte, in der Kunst sei Persönlichkeit alles, dachte ich vor allem auch an F. Hodler.

Wer fühlte es nicht, wenn wir in unserem Museum (nehmen wir vielleicht noch das Berner Kunstmuseum dazu), Hodlerbilder betrachten, daß uns da eine gewaltige Persönlichkeit entgegentritt. Die Bilder stoßen uns im Anfang wirklich an den Kopf. Wie fremd muß z. B. auf uns Schweizer sein Tellbildnis wirken, so gewaltig es aufgefaßt ist, wenn wir an das Standbild Kißlings mit dem schönen Bundesratskopf, oder an Schillers Tell denken! Eher noch gemahnt es uns an den Tell, wie er Goethe vorschwebte. Aber man müßte ein Buch und nicht eine Plauderei schreiben, wollte man auch nur einigermaßen Hodlers gewaltiger Kunst näher treten. (Womit natürlich nicht gesagt ist, daß man mit Hodler durch Dick und Dünn gehen solle; häufig ist er auch mehr Musiker als Maler und will zu sehr durch den Rhythmus wirken. D. Red.)

Wenn wir auch vieles im Anfang an ihm nicht begreifen, z. B. die Philosophie, die uns aus den gedankenschweren und tief mystischen Linien seiner Bilder entgegenblickt, und gerade die eigentümliche Verschwisterung von Philosophie und Kunst in buchstäblich einem Rahmen, je mehr wir uns in seine Bilder zu vertiefen suchen, desto mehr kommen wir zum Mindesten zu dem einen Resultat, daß wir Schweizer stolz auf ihn sein können.

Und nun zum Schluß noch zu einem andern Künstler, neben Hodler gewiß dem Stolz unseres Kunsthauses, zu einem Künstler, der zu allen Betrachtern seine gleiche freudige und leichtverständliche Sprache von der Herrlichkeit der Kunstwelt spricht: zum Tiermaler Koller.

Das ist so ein richtiger deutscher Künstler, auf den das schöne Wort Meister in seinem schönsten Sinne angewandt ist.

Ist etwas Geniales an diesem Meister? Gewiß nicht. Aber ist das ein Vorwurf? Nein! Er ist kein Genie, aber dafür um so mehr ein Mann und ein Künstler zugleich, ein ganzer, starker, gesunder, selbstherrlicher Mann, der seine Künstlerseele wie ein überirdisches Kleinod in seiner Brust herumträgt.

Das ist kein moderner Taugenichts, der knabenhaft sein bißchen Seele schrankenlos ausleben will. Was hätte dieser Mann vielleicht für geniale Bilder malen können! Aber er war ein Mann, der sich zu beschränken wußte, der mit einem starken Willen seine Wünsche zusammenhielt, um es dann in seinem Reich, nach ehrlichen Kämpfen zur Meisterschaft zu bringen.

So, sich selbst seine Grenzen ziehend, hat er sein Höchstes erreicht, das seinen verklärenden Schimmer auf die wirft, die vor seinen Bildern stehen.

An Bildern von Hodler und Koller sehen wir auch, wie diese Künstler vom Lehrling zum Gesellen und von diesen zum Meister vorrückten und erkennen dann auch, daß so mancher viel flottere Maler doch stets nur ein mehr oder weniger guter Geselle ist.

Auf diese seltene Art Meister wollen wir Schweizer denn auch stolz sein. In unserm Land gedeiht das Genie schwer, aber ein männlicher Zug spricht stark aus fast allen Schweizerkünstlern, und wie oft ist Genie nur eine Art genialer Verkrüppelung, eine ungeheure Einseitigkeit, wie es Nietzsche schon erkannt hat, wenn er von Wesen spricht, an denen nichts ist als ein großes Auge, oder ein großes Ohr, ein großes Maul, ein großer Magen oder sonst etwas Großes, das wie an einem Stielchen, an einem winzigen Menschlein baumelt.

Und wenn also auch bei unserer Künstler-Meisterart nicht jeder so leicht verständlich ist wie Koller, wenn er trotzig und wortkarg, wie es nun einmal Schweizerart ist, vor uns hintritt und sagt: hier bringe ich etwas Neues und Großes, dann wollen wir versuchen, uns gegenseitig zu verstehen, wenn es auch hie und da etwas lange dauern sollte. Wir wollen also (auch der Künstler ist oft sehr verständnislos für sein Publikum) nicht beiderseitig den Dickschädel und Trotzkopf spielen, so daß wir erst einen Vermittler brauchen, nämlich das uns auslachende Ausland; wir wollen es zu verhindern suchen, daß der Prophet erst im Auslande gewürdigt wird, wie es auch bei Hodler der Fall war und bei — Gottfried Keller.

Und diese drei Röslein sind rosenrot!

Eine Skizze aus der Grenzbesetzung von Walther Richard Ammann.

Es mag etwas merkwürdig erscheinen, wenn ein Soldat von Röslein schreibt und zudem noch von rosenroten. Aber es gibt eben komische Lagen und Umstände auf dieser Welt, so daß eine kleine Gefühlsduselei wohl zu verzeihen ist. Sie sind auch gar rar, die Röslein, die an unserem dornenvollen Pfade blühen, und wir sind dankbar selbst für das unscheinbarste Heckenröslein. Es brauchen auch nicht immer Röslein an Stiel und Blatt zu sein, es können auch solche sein, die hüpfen, singen und lachen. Drei Röslein der Erinnerung will ich pflücken, deren Duft mir jetzt noch so erquickend den Sinn erfüllt und deren Rosenrot gar freundlich aus der Vergangenheit grüßt.

Nach wochenlangem, strengem Dienst an der Grenze marschierten wir ins Land hinein, um hinter der Front auszuruhen und vor allem, die durch den andauernden Wachtdienst etwas erschlaffte Straffheit des Exerzierens wieder aufzufrischen. Manche Bequemlichkeit, die wir lange schmerzlich vermißt, winkte uns. Des ganzen Bataillons hatte sich eine recht fröhliche Stimmung bemächtigt. So auch meiner; besonders auf das Zimmer freute ich mich.

Schon Mittags zogen wir mit schmetternder Musik im Dorfe ein. Wir hatten also Zeit genug, eine passende Unterkunft zu suchen. Die Mannschaft war bald untergebracht und mit dem Reinigen ihrer Ausrüstung beschäftigt. Ich begab mich persönlich auf die Quartiersuche. Aber, oh je, da war alles schon besetzt, wo ich anklopfte. Außer unserm Bataillon lag noch eine ganze Abteilung Feldartillerie im Dorfe. Es war zum verzweifeln. Ich befand mich in einer keineswegs rosigen Stimmung und schwur im Stillen, ein nächstes Mal mir lieber ein Zimmer durch den Fourier zu sichern.

Eine noch junge, etwas bleich aussehende Frau mit einem Kind auf dem Arm kam auf mich zu. Das Kleine schrie mich freudig an und streckte